



EINE WOCHE,



Nina  
LaCour

EIN ENDE

UND  
DER ANFANG  
VON ALLEM



CARLSEN



i

Schule vorbei, ab nach Europa! Colby und Bev werden reisen, ein Jahr lang. Das heißt Abenteuer, Freiheit – und vielleicht Liebe? Darauf hofft zumindest Colby, der schon ewig in seine beste Freundin verknallt ist. Doch bevor die zwei losfliegen, geht es noch für eine Woche mit Bevs Girlband auf Tour durch Kalifornien.

Was als cooler Roadtrip beginnt, wird zum Desaster, als Bev die Bombe platzen lässt: Sie geht nicht mit nach Paris, sondern wird stattdessen Kunst studieren. Colby ist fassungslos. Wann hat Bev ihre Pläne geändert? Warum wusste er nichts davon? Und was zum Teufel soll er jetzt anfangen – ohne sie?

»*Absolut erstaunlich*«

Booklist, starred review

»*Betörend schön*«

Kirkus, starred review

»*Genau auf den Punkt*«

VOYA, starred review

»*Hinreißend*«

School Library Journal, starred review

Bev sagt, auf der Bühne hat sie das Gefühl, dass die Welt für sie die Luft anhält. Sie fühlt sich wie elektrisiert, lauter als tausend heulende Sirenen, mächtiger als Gott.

»Ich dachte, du glaubst nicht an Gott«, sage ich.

»Okay«, sagt sie. »Dann eben mächtiger als das Universum.«

Bev ist die Leadsängerin einer Band, die sich The Disenchantments nennt. Das bedeutet so viel wie »Geballte Entzauberung«. Sie sind nicht besonders gut, spielen aber so laut, dass die Verstärker krachen und einem von den Bässen die Knochen beben. Außerdem sehen sie fantastisch aus.

Es ist fast drei Uhr nachts. Ich bin so müde, dass ich kaum stehen kann, aber mir bleibt nichts anderes übrig, denn ich muss raus auf die Wohnzimmercouch, damit Bev schlafen kann. Obwohl wir seit unserem neunten Lebensjahr beste Freunde sind, ist sie ein Mädchen und ich bin ein Junge und gewisse Regeln dürfen wir nun mal nicht antasten.

»Wir müssen die Tickets bezahlen«, sage ich.

Bev nickt.

»Und zwar ziemlich bald, weißt du?«

»Klar.«

»Zum Beispiel morgen.«

»Ja«, sagt sie. »Gute Nacht.«

Wie so oft ist sie jetzt weit weg und still, deshalb sage ich:  
»Du bist müde. Okay, ich gehe.«

In der Tür fällt mir noch etwas ein und ich muss es einfach loswerden: »Heute hab ich gelesen, dass die Stockholmer Schären über vierundzwanzigtausend Inseln umfassen. Ist das nicht krass? Ich kann's kaum erwarten.«

Sie tritt die Steppdecke ans Fußende meines Betts und zieht sich das Laken über die Schulter.

»Außerdem gibt es mitten in der Stadt einen Vergnügungspark. Einen tollen alten«, füge ich hinzu, »mit einem Fahrgeschäft, bei dem die Gondeln über dem Wasser schweben.«

Ich schalte das Licht aus. Ich kann mir fast vorstellen, wie wir uns durch den Himmel drehen, umgeben von Inseln. Plötzlich fühlt sich das Zimmer, in dem ich mein Leben lang gewohnt habe, mit seinem Holzfußboden, der hohen Decke und dem einen schmalen Fenster, kleiner an als jemals zuvor.

Dann Bevs Stimme durch die Dunkelheit: »Vergiss nicht die Tour. Die kommt zuerst.«

»Ich weiß«, sage ich. Und: »Wir sind fast frei.«

»Ja«, sagt Bev. »Fast.«

Am Morgen kommt Bev in ihren abgeschnittenen Shorts und dem Smokey-the-Bear-T-Shirt, das aus dem Ferienlager der siebten Klasse stammt, vom Bad in die Küche, wo mein Vater und ich Müsli essen und den Chronicle lesen. Sie fährt meinem Vater durchs Haar und sagt: »Morgen, Tom«, öffnet die Kramschublade und holt eine Schere heraus. Dann schlurft sie zurück ins Bad.

Dad schaut mich über den Lokalteil hinweg an.

»Mein Sohn geht auf Tournee.« Sein Blick wird ganz wehmütig.

»Wie wär's mit: ›Mein Sohn hat die Highschool hinter sich?«, sage ich. »Ist wahrscheinlich ein bisschen wichtiger.«

»Das außerdem«, sagt er und nickt. »Heute ist ein großer Tag. Ein sehr großer Tag. Deine Mutter hat angerufen, als du unter der Dusche warst. Sie meldet sich später noch mal.«

Ich sehe auf die Uhr. Hier ist es 7.15 Uhr, in Paris neun Stunden später.

»Bev, wir müssen bald los«, rufe ich ins Bad.

»Ja, ich muss nur noch was erledigen«, ruft sie zurück.  
»Du kannst reinkommen, wenn du willst.«

Ich öffne die Tür. Bev steht mit der Schere in der Hand da und blonde Haarsträhnen segeln auf den Boden. Ich nehme meine Zahnbürste.

»Was ist das?«, frage ich. »Eine symbolische Geste?«

Sie schneidet eine lange Strähne neben dem Ohr ab.

»Ich weiß nicht«, sagt sie. »Ich hatte einfach Lust dazu.«

Ich setze mich auf den Badewannenrand, putze mir die Zähne und sehe ihr beim Schneiden zu, bis ihre Haare so kurz sind wie die eines Jungen und überall auf dem Boden liegen. Ich trete ans Waschbecken, um auszuspucken, und sie legt die Schere hin, macht einen Schritt zurück und begutachtet sich. Sie sieht ein bisschen wie ein Filmstar aus und gleichzeitig wie eins von den obdachlosen Punkrock-Kids, die immer in der Haight Street schnorren. Auf alle Fälle sieht sie unglaublich aus.

»Krass«, sage ich.

Sie legt den Kopf schief. »Findest du?«

»Hm, ja.«

Ich spüle mir den Mund überm Waschbecken aus, und als ich mich wieder aufrichte, stehen wir da, Seite an Seite.

Bevs Haare sind einen Tick heller als meine und jetzt fast genauso kurz. Die gleichen blauen Augen, mit ähnlich dunklen Ringen darunter.

»Wir haben nicht viel geschlafen«, sage ich zu ihrem Spiegelbild.

»Wie fast immer«, sagt sie zu meinem.

Nebenan klingelt das Telefon.

»Ich fege noch den Boden«, sagt sie, »dann können wir gehen.«

Dad kommt mit dem Hörer ins Bad, wir sind jetzt zu dritt im kleinsten Raum des Hauses eingezwängt.

»Wow, seht euch das an«, sagt er zu Bev, worauf sie lacht und er anerkennend nickt und mir den Hörer reicht.

»*Bonjour, mon chéri*«, sagt Mom aus 8.959 Kilometern Entfernung. Die Entfernung zwischen San Francisco und Paris gehört zu den vielen Fakten, die ich an meinen langen Abenden mit Bev bei unseren Erkundungen über Europa gelernt habe. Genau wie die Zahl der Inseln in den Stockholmer Schären. Und dass es in Amsterdam mehr Fahrräder gibt als Menschen und Holland siebzig Prozent des weltweiten Speckbedarfs liefert, obwohl ich das nicht unbedingt wissen müsste, weil ich Vegetarier bin.

»*Comment vas-tu?*«

»Gut«, sage ich, klemme mir den Hörer auf die Schulter und setze mich an Dads Schreibtisch. »Ich bin gerade dabei, unsere Tickets zu kaufen.«

»*C'est fantastique!* Ich freu mich schon auf euch.« Als sie ins Englische wechselt, klingt sie wieder mehr wie die, die ich kenne. »Ich wäre so gern zu Hause, um dich an deinem letzten Tag zum Flughafen zu bringen.«

»Ich weiß«, sage ich. »Schon in Ordnung.«

»Wenn du mit Bev hier bist, feiern wir jeden Tag.«

»Klingt gut.«

»Fertig?«, ruft Bev.

»Ich muss los«, sage ich zu Mom.

»Viel Glück«, sagt sie. »*Je t'adore*. Ruf von unterwegs an, wenn du kannst.«

Dad reicht mir mein Skizzenbuch, als ich auflege. Ich stecke es in meinen Rucksack und sage: »Man könnte meinen, sie vergisst langsam, Englisch zu sprechen.«

Er lacht und fährt sich mit der Hand durch sein graubraunes Haar. »Ihr Sprachkurs scheint gut zu laufen.«

Und dann gehe ich mit Bev hinaus in den Morgen. Wir eilen am Gemüsemarkt und an gut gekleideten Fremden vorbei und erwischen den F-Zug die Market Street hoch gerade noch, bevor er uns vor der Nase wegfährt.

Der Schultag ist eine Ansammlung von Augenblicken – fünf Mal Abschied nehmen von Lehrern; eine Freistunde, in der ich meine Zeichnungen aus dem luftigen Atelier hole; Mittagessen am Taco-Stand, wo wir uns mit vollem Mund fragen: Ist es zu fassen, dass wir heute zum letzten Mal alle zusammen Tacos an dieser Straßenecke essen? Und alle antworten unisono: Nein, nein.

Nach der Schule lehne ich an der Mauer und betrachte die regenbogenfarbenen Haare der Schüler. Alle sind mit Mappen, Instrumenten und Skulpturen auf dem Rasen, unterschreiben Jahrbücher und machen Musik, legen Rucksäcke ab und kicken Schuhe weg, als wollten sie jetzt, da sie frei sind, für immer hier bleiben.

Ich zeichne Bev, die ein Stück von mir entfernt auf dem Boden sitzt und die Strophe eines neuen Songs übt, während Meg die Saiten ihrer Bassgitarre zupft. Eine Mädchengruppe aus der Neunten sieht ihnen zu. Eins der Mädchen trägt ein Disenchantments-Shirt, das wir für den ersten Auftritt gemacht hatten. Bev und Meg hatten die Idee – ein Paar dunkel geschminkte Mädchenaugen, aus einem fällt eine Träne – und ich musste es für sie zeichnen. Bev hat mir als Modell gedient und gleich die erste Skizze war perfekt. Sie wurde in Silber auf schwarze T-Shirts gedruckt, die schon am ersten Abend ausverkauft waren.

Es kommt selten vor, dass Bev ohne Mikrofon singt, deshalb höre ich genau hin. Sie arbeitet an der Melodie. Mal klingt ihre Stimme tief und heiser, dann wieder bringt sie dieses irre hauchige Ding. Ihr Kopf ist von mir abgewandt und ich zeichne ihren Hals. Dabei wird mir bewusst, dass ich ihn noch nie so entblößt gesehen habe, weil sie immer langes Haar hatte.

»Hey«, sagt jemand und dann setzt sich Craig zu mir. »Also erst die Tour und dann Europa?«

Ich nicke. »Aber zwischendurch sind wir noch ein paar Tage hier.«

»Das ist so cool«, sagt er. »Mein voller Respekt. Ihr macht was anderes, weißt du? Ihr kommt in der Welt herum.«

Obwohl das hier die Kunst-Highschool von San Francisco ist und vermutlich alle erwarten, dass wir losziehen und unerwartete, interessante Dinge machen, gehen nur Bev und ich nicht sofort ans College. Als ich der College-Beraterin unseren Plan eröffnete, fragte sie mich mit gequälter Miene, ob ich mir sicher sei, worauf ich sagte, ja, absolut sicher,



schon seit dem Sommer nach der Achten, als Bev und ich in der DVD-Sammlung meiner Eltern den Film »Die Außen-seiterbande« von Godard entdeckten und ihn dreimal hinter-einander sahen. Die Beraterin war besorgt, aber ich ließ mich davon nicht beirren. Stattdessen erzählte ich ihr von einem Dänen, der ein Vermögen für eine einzige Tulpenzwiebel ausgegeben hatte, und dass jetzt nur fünfzig Kilometer au-ßerhalb von Amsterdam ganze Tulpenfelder blühen.

»Das müssen Sie sich vorstellen«, sagte ich, »Felder mit Tulpen.«

Sie beruhigte sich ein wenig und nahm ihre Brille ab.

»Ich hab sie gesehen«, sagte sie.

»Wirklich? Waren sie schön?«

Sie nickte und ich schwöre, sie wurde richtig nostalgisch.

»Sehen Sie?«, sagte ich. »Genau das meine ich. Wenn ich Sie nach dem Einführungskurs in Biologie gefragt hätte, hät-ten Sie sich vermutlich nicht daran erinnert.«

»Ich weine nicht wegen der Tulpen.«

»Klar, aber Sie weinen wegen der Erfahrung, stimmt's? Vielleicht nicht wegen der Tulpen an sich, aber wegen der Umstände, unter denen Sie die Tulpen gesehen haben, oder wegen der Person, die sie mit Ihnen gesehen hat. Die Tulpen gehörten vermutlich nur mit dazu.«

»Ja«, sagte sie. »Sie gehörten mit dazu.« Dann räusperte sie sich, setzte ihre Brille wieder auf und meinte: »Colby, das College ist unglaublich wichtig.«

Irgendwann gab sie auf und es sprach sich ziemlich schnell herum, dass Bev und ich es wirklich machten. Dass wir nach der Schule weggingen. Nach Europa. Alle wollten darüber reden, wollten wissen, wohin wir fahren und wo wir

bleiben wollten, und meinten, wie toll das klang und dass sie wünschten, sie würden auch gehen.

Und jetzt, ein paar Wochen vor unserer Reise, blicke ich von meiner Zeichnung zu Craig auf und sage: »Für welches College hast du dich noch mal entschieden?«

Craig war im letzten Semester in meinem Geschichtskurs. Wir haben nicht allzu viel miteinander geredet, aber er ist ziemlich cool.

»Stanford«, sagt er.

»Wow«, sage ich.

»Tja, nun. Wir gehen alle ans College wie eine verdammte Schafherde, Mann, aber du nicht.«

Die meisten, die unseren Plan kennen, glauben nicht, dass Bev und ich jemals ans College gehen werden, sondern für immer in der Welt herumvagabundieren. Aber das schwebt uns gar nicht vor. Wir wollen für ein Jahr nach Europa, wir wollen Paris kennenlernen, nach Amsterdam und Stockholm fahren und vielleicht sogar nach Oslo oder Helsinki. In letzter Zeit habe ich oft von Gewässern geträumt: von der Seine, den Grachten in Amsterdam, den Schären. Von Bev und mir unterwegs im Zug, wie wir uns von einem neuen Ort zum nächsten bewegen.

Und irgendwann kommen wir dann zurück und gehen ans College. Genau das habe ich der Beraterin und meinen Eltern erklärt, aber bei Craig erspare ich mir die vielen Worte. Ich nicke nur und sage: »Jedem das Seine«, und zeichne die Wölbung von Bevs Hals, die Stelle, wo er in die Schultern übergeht.

## Sonntag

Der türkisfarbene VW-Bus hält um sieben Uhr morgens vor unserem Haus. Das Dröhnen des Motors erstickt, die Fahrertür knallt zu und der Bruder meiner Mutter schlurft in die Küche. Er lächelt übernächtigt und trägt wie immer sein zerschlissenes Rolling-Stones-T-Shirt plus ein Bandana um sein unordentliches Haar.

»Wie du siehst«, sagt er, »hab ich mich dem Ereignis entsprechend angezogen.«

»Onkel Pete«, sage ich, »du bist jeden Tag so angezogen.«

»Stimmt.« Er nickt ernst. Dann nimmt er mir den Kaffeebecher aus der Hand, trinkt einen Schluck und gibt ihn mir zurück. »Gibt's irgendwo noch mehr davon?«

Ich stehe auf und gieße Kaffee in unseren größten Becher. Mein Onkel schläft weniger als alle, die ich kenne. Wenn ihn jemand fragt, was ihn so lange wach hält, beugt er sich vor, schaut demjenigen in die Augen und sagt, in Anlehnung an einen alten Song: Just can't get the music out of my mind.

Als ich Pete fragte, ob ich den Bus für eine Tour haben könnte, hatte ich keine Ahnung, wie er reagieren würde. Für Fremde ist seine Beziehung zu diesem Fahrzeug schwer nachvollziehbar. Er ist nicht verheiratet, aber wenn man ihn nur flüchtig kennen würde, könnte man es vermuten. Wenn ihn

jemand fragt: Hey, Pete, was hast du am Wochenende gemacht?, sagt er: Melinda und ich waren am Meer. Oder: Melinda hatte Lust zu verreisen, ich hab mich einfach von ihr entführen lassen. Wenn er dann irgendwas in der Richtung sagt wie: Melinda lief nicht ganz rund, deshalb haben wir es ruhig angehen lassen und sie mal wieder ordentlich durchgecheckt, dämmert es den meisten Leuten, dass Melinda sein Bus ist und dass mein Onkel Pete zu den Menschen gehört, die viel allein sind.

Wenn ich Pete gefragt hätte, ob er mir Melinda zum Transport eines Möbelstücks, zum Einkaufen oder für irgendeinen anderen praktischen Grund leihen würde, dann hätte er wahrscheinlich abgelehnt. Aber hier ging es um Musik, und sobald ich das Wort Tour benutzte, wurden Petes glasige Augen groß, er lächelte wehmütig und entrückt. In dem Moment wusste ich, dass er Ja sagen würde. Für den Rest des Abends hörte er sich mit Dad Platten an und sie unterhielten sich über die Jahre, in denen sie durchs Land gezogen waren, aus dem Bus gelebt und in kleinen Städten gespielt hatten. Das war, bevor Ma zu einem Überraschungsbesuch bei ihrem Bruder in einer Bar in South of Market auftauchte und sich in seinen Bandkollegen verliebte, von dem sie jahrelang gehört, den sie aber nie gesehen hatte. Pete war angeblich so gerührt von der Liebe zwischen seiner Schwester und seinem besten Freund, dass er nichts sagte, als mein Dad ihm verkündete, sie würden ein Haus kaufen und ein Kind bekommen, kein Wort mehr über das freie Leben, das sie führen wollten, nichts über die Musik oder das Abenteuer. Stattdessen schrieb er meinen Eltern einen Song zur Hochzeit, der bei vielen College-Radiosendern ein Hit wurde und

ihn bei einem kleinen Kreis romantischer junger Fans kurz berühmt machte.

Zwanzig Jahre später: Dad und Pete begleiten mich hinaus zu Melinda. Ich werfe meinen Seesack hinten rein und setze mich ans Steuer. Pete erklärt mir noch einmal, wie alles funktioniert –, unnötigerweise, wenn man bedenkt, dass er mir in den letzten paar Monaten jede Woche Fahrstunden mit dem VW gegeben hat – und schließt dann die Tür. Dad steckt mir durchs offene Fenster ein Bündel Geldscheine zu, obwohl ich genug für die Tour gespart habe, und dann überreicht er mir feierlich eine Kreditkarte.

»Ist das dein Ernst?«, frage ich.

Dad und Pete haben während der gesamten Achtzigerjahre darauf bestanden, wie Hippies zu leben. Noch heute hasst es Dad, irgendwas mit Karte zu bezahlen.

»Deine Mutter möchte, dass du eine hast«, erklärt er.

Das ergibt schon mehr Sinn. Ma ist diejenige in der Familie, die sich ständig Sorgen macht. Natürlich hat sie das Konjunktiv-Lernen unterbrochen, um sicherzustellen, dass ich für ungeplante Ausgaben vorbereitet bin.

Ich sehe aus dem Fenster zu Dad und Pete, die glücklich nebeneinanderstehen, und drehe den Zündschlüssel. Dad johlt begeistert. Pete macht das Peace-Zeichen.

»Wir sehen uns in einer Woche«, sage ich und fahre los.

Mein erster Halt liegt im Sunset-Viertel. Ich biege in die Irving Street ein und sehe Bev, die oben aus dem Fenster lehnt.

»Einen Moment«, sagt sie, als ich aussteige.

Sie verschwindet vom Fenster. Ich lehne mich an den Bus und es dauert nicht lange, bis sie wieder mit einer blauen

Lochkamera erscheint. Ein paar Hipster in knallengen Jeans und mit Sonnenbrillen kommen in meine Richtung. Ihr Hund zerrt an der Leine und schnüffelt an meinen Nikes.

Ein Typ mit ungepflegtem Bart schaut zu Bev hoch. »Oje«, sagt er zum Hund. »Du verdirbst das Foto.«

Ich streichle den breiten weißen Hundekopf und sage dem Typen, dass alles in Ordnung ist.

»Perfekt«, ruft Bev herunter. »Colby, kannst du die Leine nehmen? Und so tun, als ob es dein Hund wäre?«

Das Mädchen mit der Leine lacht. Hinter der Sonnenbrille kann ich ihre Augen nicht sehen. Sie reicht mir die Leine.

»Sie heißt Daisy«, sagt das Mädchen und die Gruppe entfernt sich ein Stück, um nicht aufs Bild zu kommen.

»Ich dachte, du willst den Moment festhalten«, rufe ich zu Bev hoch. »So, wie er wirklich ist.«

**Wie es weitergeht? Fordern Sie mit dem Bestellschein doch das Leseexemplar dazu an. (Auch als E-Book möglich.)**



Nina LaCour

**Eine Woche, ein Ende und der Anfang von allem**

Aus dem Englischen von Brigitte Jakobeit

Umschlag: formlabor

Ca. 272 Seiten

Ab 14 Jahren

15 x 22 cm, gebunden mit Schutzumschlag

ISBN 978-3-551-58334-5

Ca. € 16,99 (D) / € 17,50 (A) / sFr. 24,50

Erscheint im Juli 2015

**@book**